



**JAMES
GRIPPANDO**
DIE ABFINDUNG

Weltbild

Ein meisterhafter Thriller über den Fluch der Ehrlichkeit

Eine junge Frau findet zweihunderttausend Dollar in einem geheimnisvollen Paket. Ein Mann erbt zwei Millionen Dollar von seinem Vater, der immer von der Hand in den Mund gelebt hat. Doch was zunächst wie ein Märchen erscheint, wird bald zum Alptraum...

»Ein Roman, den Sie verschlingen werden.« Kultur! News

»Spannung bis zur letzten Seite« Fernsehwoche

James Grippando

Die Abfindung

Roman

Aus dem Amerikanischen von Charlotte Breuer

Weltbild

Der Autor

James Grippando arbeitete als Rechtsanwalt und war Teilhaber einer der führenden Kanzleien Floridas, bevor er zum internationalen Bestsellerautor avancierte. Seine Romane wurden in vierzehn Sprachen übersetzt. James Grippando lebt in Coral Gables, Florida.

Die amerikanische Originalausgabe erschien 1999 unter dem Titel Found Money bei HarperCollins, New York.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2015 by Weltbild GmbH & Co. KG, Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 1999 by James Grippando

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 1999 by Verlagshaus Goethestraße, München/List Verlag

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2001 by Econ Ullstein List Verlag GmbH & Co. KG, München

Übersetzung: Charlotte Breuer

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: © Thinkstockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95569-843-0

Für Dich, Tiffany, immer.

»Behaupte nicht, jemanden wirklich zu kennen, ehe du nicht eine Erbschaft mit ihm
geteilt hast.«

JOHANN KASPAR LAVATE, Aphorismen

PROLOG

Juli 1979

Er würde sterben. Es gab keine Rettung. Und Amy Parkens schaute mit der Faszination eines Kindes zu.

Es war eine perfekte Nacht. Keine Stadtlichter, noch nicht einmal ein Mond, der den wolkenlosen Himmel vor Amys Fenster erhellte. Milliarden von Sternen schimmerten in der endlos schwarzen Tiefe. Amys 6-Zoll-Newtonian-Spiegelteleskop war auf den Ringnebel gerichtet, einen sterbenden Stern in der Leier. Es war Amys Lieblingssternbild. Es erinnerte sie an die Ringe, die ihr Großvater mit seinem Zigarrenrauch blies – ein blasser, graugrüner Ring, der im Weltraum schwebte. Der Tod kam langsam, zog sich über viele Jahrtausende hin. Er war unwiderruflich.

Amy schob sich eine Haarsträhne aus der Stirn und spähte durch das Okular. Sie war ein hoch aufgeschossenes, mageres achtjähriges Mädchen mit einem strohblonden Pony, der ihr immer in den Augen hing. Sie hatte Erwachsene oft sagen hören, sie würde einmal die Twiggy der Achtzigerjahre, aber das interessierte sie nicht. Sie hatte andere Interessen als die meisten ihrer Schulkameraden. Fernsehen und Computerspiele langweilten sie. Sie war es gewohnt, sich abends allein mit Büchern, Himmelskarten und ihrem Teleskop die Zeit zu vertreiben – mit Dingen, die ihre Freundinnen als Hausaufgaben betrachtet hätten. Ihren Vater hatte sie nie gekannt. Er war in Vietnam gefallen, noch bevor Amy laufen gelernt hatte. Sie lebte allein mit ihrer Mutter, einer viel beschäftigten Professorin für Physik an der University of Colorado in Boulder. Das leidenschaftliche Interesse für die Sterne hatte sie von ihr geerbt. Lange bevor sie ihr erstes eigenes Teleskop bekam, hatte Amy in den Nachthimmel geschaut und viel mehr als nur das Glitzern der Sterne gesehen. Als sie sieben Jahre alt war, kannte sie jedes Sternbild mit Namen. Seitdem hatte sie sogar einige Konstellationen erfunden und ihnen Namen gegeben – weit entfernte Sternbilder, die jenseits der Reichweite selbst der stärksten Teleskope lagen, aber nicht jenseits von Amys Vorstellungsvermögen. Andere Kinder mochten nächtelang durch Teleskope in den Himmel starren, ohne Orion oder Sirius jemals zu entdecken, weil die Sterne in ihren Augen nicht richtig zusammenpassten. Für Amy jedoch ergab das alles einen Sinn.

Amy schaltete ihre Taschenlampe ein, das einzige Licht, das sie in ihrem rosafarbenen Zimmer brauchte. Mit Buntstiften zeichnete sie den Ringnebel in ihr Heft, ihr selbst gestaltetes Malbuch. Sie war das einzige Kind in ihrer Klasse, das sich nicht im Dunkeln fürchtete – solange ihr Teleskop in der Nähe war.

»Licht aus, mein Schatz«, rief ihre Mutter aus dem Flur.

»Das Licht ist aus, Mom.«

»Du weißt schon, was ich meine.«

Die Tür öffnete sich, und ihre Mutter kam ins Zimmer. Sie knipste die kleine Lampe neben Amys Bett an. Amy kniff die Augen zusammen, bis sie sich an das Licht gewöhnt hatte. Das Lächeln ihrer Mutter war warm, aber schwach. Ihre Augen sahen müde aus. In

letzter Zeit wirkte sie häufig erschöpft. Und besorgt. Amy war die Veränderung in den vergangenen Tagen aufgefallen, sie hatte ihre Mutter sogar gefragt, ob irgendetwas nicht stimme. Aber ihre Mutter hatte nur gesagt, es sei »nichts«.

Amy hatte sich schon vor Stunden zum Schlafen fertig gemacht, lange vor ihrem Ausflug in den Nachthimmel. Sie hatte sich die Zähne geputzt, das Gesicht gewaschen und ihren gelben Sommerschlafanzug angezogen. Sie kletterte von ihrem Stuhl und umarmte ihre Mutter. »Kann ich nicht noch ein bisschen aufbleiben? Bitte!«

»Nein, mein Schatz. Es ist schon längst Zeit zum Schlafen.«

Amy machte ein enttäushtes Gesicht, doch sie war zu müde, um zu streiten. Sie schlüpfte ins Bett und ließ sich von ihrer Mutter zudecken.

»Erzählst du mir denn eine Geschichte?«

»Ich bin wirklich müde heute Abend. Ich erzähle dir morgen eine.«

Amy verzog das Gesicht, doch ihre Enttäuschung währte nicht lange. »Eine gute?«

»Versprochen. Die beste, die du je gehört hast.«

»Okay.«

Ihre Mutter gab ihr einen Kuss auf die Stirn und schaltete das Licht aus. »Träum was Schönes, mein Schatz.«

»Nacht, Mom.«

Amys Blick folgte ihrer Mutter durch das dunkle Zimmer. Die Tür öffnete sich. Ihre Mutter drehte sich noch einmal um, wie zu einem letzten stummen Gruß, dann schloss sie die Tür.

Amy drehte sich auf die Seite und schaute aus dem Fenster. Kein Teleskop mehr für heute, aber es war eine jener unglaublich klaren Nächte, in denen der Himmel auch für das bloße Auge ein Ehrfurcht gebietender Anblick ist. Sie schaute hinaus, bis die Sterne vor ihren Augen verschwammen. Sie wurde schläfrig. Zwanzig Minuten vergingen. Vielleicht mehr. Sie schloss die Augen, dann öffnete sie sie wieder. Ihr Kopf sank tiefer ins Kopfkissen. Der helle Lichtstreifen unter ihrer Zimmertür verschwand. Offenbar ging ihre Mutter gerade ins Bett. Amy fand es beruhigend, das zu wissen. Während der vergangenen Nächte hatte ihre Mutter überhaupt nicht geschlafen.

Amy schaute wieder aus dem Fenster. Hinter den Bäumen gingen die Lichter im Nachbarhaus aus. Sie schloss die Augen und stellte sich vor, wie in einem Haus nach dem anderen die Lichter verloschen und das Viertel, die Stadt, das ganze Land schlafen ging. Auf der ganzen Welt war es dunkel. Aber die Sterne leuchteten hell. Amy war fast eingeschlafen.

Ein lauter Knall zerriss die Nacht – wie ein Donner, aber es war kein Donner. Amy fuhr im Bett zusammen, als hätte sie jemand in den Bauch getreten.

Das Geräusch war aus dem Innern des Hauses gekommen.

Ihr Herz raste. Sie lauschte in die Dunkelheit, doch es war totenstill. Sie hatte zu viel Angst, um zu schreien. Sie wollte nach ihrer Mutter rufen, doch ihre Kehle war wie zugeschnürt. Es war ein grässliches Geräusch gewesen, so schrecklich, dass sie jetzt für immer Angst vor der Dunkelheit haben würde. Aber sie hatte innerhalb von Sekunden gewusst, was es war. Sie kannte dieses Geräusch. Da war kein Irrtum möglich. Sie hatte es schon oft gehört, weit entfernt vom Haus, wenn ihre Mutter sie mit in den Wald

genommen hatte und Amy ihr beim Üben zusehen durfte.
Es war der Knall von der Pistole ihrer Mutter.

Teil eins

Sommer 1999

Amy wünschte, sie könnte sich in die Vergangenheit zurückversetzen. Nicht weit zurück. Nicht dass sie davon träumte, mit Aristoteles Ouzo zu trinken oder Lincoln zuzurufen, er solle sich ducken. Knapp vierzehn Tage würden ihr schon reichen. Nur so weit, dass sie dem Computerhorror hätte ausweichen können, den sie gerade durchlebte.

Amy war Computerspezialistin bei Bailey, Gaslow & Heinz, der größten Anwaltskanzlei in den Rocky Mountains. Es war ihre Aufgabe, dafür zu sorgen, dass vertrauliche Informationen sicher und ungehindert zwischen den Niederlassungen der Firma in Boulder, Denver, Salt Lake City, Washington, London und Moskau fließen konnten. Tag für Tag hatte sie die Macht, zweihundert Anwälte auf den Knien rutschen zu lassen. Und sie hatte das Vergnügen, sie toben zu hören. Gleichzeitig. Ihretwegen.

Als hätte ich den Virus produziert, dachte sie und malte sich dabei aus, was sie einem der Anwälte gern gesagt hätte, als er ihr Vorwürfe machte. Sie hatte ihn schon meilenweit hinter sich gelassen und musste immer noch daran denken. Wenn man allein über den Highway fuhr, konnte man wunderbar herumfantasieren.

Sie hatte fast eine Woche gebraucht, um das gesamte System von dem Virus zu befreien. In dieser Zeit war sie zwischen sechs verschiedenen Büros hin und her gependelt, hatte achtzehn Stunden täglich gearbeitet. Innerhalb von vierundzwanzig Stunden nach dem ersten Auftreten des Virus hatte sie jeden verfügbaren Mitarbeiter mobilisiert, und es war ihr gelungen, fünfundneunzig Prozent der gespeicherten Daten zu retten. Und danach hatte sie sich der dankbaren Aufgabe gestellt, einem halben Dutzend Anwälten, die Pech gehabt hatten, zu erklären, dass sämtliche Daten auf ihren Computern zum Teufel waren.

Es war eine wenig bekannte Tatsache, aber Amy hatte es mit eigenen Augen gesehen: Anwälte können weinen.

Ein plötzliches Klappern im Armaturenbrett riss Amy aus ihren Gedanken. Ihr alter Ford Pick-up gab die unterschiedlichsten Töne von sich. Jeder von ihnen hörte sich anders an, und Amy kannte sie alle. Wie eine Mutter, die wusste, ob das Schreien ihres Babys bedeutete, gib mir was zu essen, wechsel mir die Windel oder bitte, rette mich aus Omas Klauen. Dieses spezielle Geräusch war eher ein Rasseln – ein Symptom, das leicht zu diagnostizieren war, denn plötzlich strömte heiße Luft aus der Klimaanlage. Amy schaltete die Klimaanlage aus und wollte das Fenster herunterkurbeln. Es klemmte. Wunderbar. Draußen herrschten achtunddreißig Grad, ihr Wagen gebärdete sich wie ein Drache, der heiße Luft spie, und das verdammte Fenster ließ sich nicht bewegen. In Colorado besagte eine alte Volksweisheit, dass man dort Urlaub machte, um den Winter zu genießen, aber dort hinzog wegen der schönen Sommer. Zweifellos konnte das nicht damit gemeint sein.

Ich schmelze, dachte sie. Wie Dorothy in »Der Zauberer von Oz«.

Sie hob die Rocky Mountain News vom Boden auf und fächelte sich Luft zu. Als sie die Zeitung vor acht Tagen gekauft hatte, hatte sie ihre Tochter für eine Woche zu ihrem Exmann gebracht, um sich mit ihrer ganzen Energie der Computerkrise widmen zu können. Sechs Tage von Taylor getrennt zu sein war ein neuer Rekord, den sie hoffentlich

nie brechen würde. Obwohl sie todmüde war, konnte sie es kaum erwarten, ihre Tochter wiederzusehen.

Amy saß in einem Brutkasten, als sie endlich die Clover Leaf Apartments erreichte, eine langweilige Reihenhaussiedlung aus alten, zweistöckigen Ziegelbauten. Kein Vergleich zu den vornehmen Adressen, die den Preis für ein Haus in Boulder auf über eine Viertelmillion Dollar trieben. Die Clover Leaf Apartments waren staatlich subventionierte Wohnungen und allen außer armen Studenten und mittellosen Rentnern ein Dorn im Auge. Es gab kaum Grünanlagen. Dafür um so mehr Beton. Amy hatte schon Gewerbegebiete gesehen, die mehr architektonisches Flair besaßen. Der Bauherr war offenbar der Meinung, dass ohnehin nichts von Menschenhand Gemachtes so schön sein konnte wie die Berge am Horizont, und hatte sich erst gar keine Mühe gegeben. Trotzdem gab es eine endlose Warteliste, und es dauerte mindestens vier Jahre, bis man eine Wohnung in der Siedlung ergatterte.

Plötzlich wurde Amy mit dem Kopf gegen das Dach ihres Wagens geschleudert. Eine übersehene Straßenschwelle. Sie setzte ihren Wagen in die erste freie Parklücke und stieg aus. Nach ein oder zwei Minuten wich die Röte aus ihrem Gesicht. Sie sah wieder aus wie sie selbst. Amy war keine Frau, die es darauf anlegte, doch die Männer drehten sich nicht selten auf der Straße nach ihr um. Ihr Exmann hatte immer gesagt, das seien ihre langen Beine und ihr sinnlicher Mund. Aber es war viel mehr als das. Amy strahlte eine gewisse Energie aus, wann immer sie sich bewegte, wann immer sie lächelte, wann immer sie einen mit ihren graublauen Augen ansah. Ihre Großmutter behauptete immer, sie hätte die ungezügelte Energie ihrer Mutter geerbt – und Gran musste es schließlich wissen.

Amys Mutter war vor zwanzig Jahren unter tragischen Umständen ums Leben gekommen. Amy war damals gerade acht. Ihr Vater war noch früher gestorben. Im Prinzip hatte Gran sie großgezogen. Sie kannte Amy; sie hatte sogar die Warnsignale ihres Exmannes wahrgenommen, bevor Amy selbst etwas gemerkt hatte. Vor vier Jahren war Amy eine junge Mutter gewesen, die versuchte, eine Ehe, einen Säugling und ein Astronomiestudium unter einen Hut zu bringen. Ihre Tochter und ihr Studium nahmen sie so sehr in Anspruch, dass wenig Zeit für Ted blieb – zu wenig Zeit, um ihm auf die Finger zu schauen. Er lernte eine andere Frau kennen. Nach der Scheidung zog sie zu Gran, die ihr half, Taylor zu versorgen. Gute Jobs waren schwer zu finden in Boulder, einem Mekka für talentierte, gut ausgebildete junge Akademiker, die sich von dem Lebensstil in Colorado angezogen fühlten. Am liebsten wäre Amy bei ihrem Astronomiestudium geblieben, aber das Geld war knapp, und ein Abschluss in Astronomie würde daran nichts ändern. Selbst ihr Computerjob hatte nichts daran geändert. Ihr Gehalt reichte gerade für ihren Dreipersonenhaushalt. Alles, was übrig blieb, wurde für das Jurastudium gespart, das sie im September beginnen wollte.

Eine juristische Laufbahn einzuschlagen war für Amy keine emotionale, sondern eine wirtschaftliche Entscheidung gewesen. Sie war sich sicher, dass unter ihren zukünftigen Kommilitonen viele sein würden, denen es ähnlich erging wie ihr – Kunsthistoriker, Literaturwissenschaftler und viele mehr, die jede Hoffnung aufgegeben hatten, in dem Fachgebiet, andem ihr Herz hing, Arbeit zu finden.

Amy wünschte, es wäre alles ganz anders.

»Mama, Mama!«

Amy fuhr herum, als sie die Stimme ihrer Tochter hörte. Taylor trug ihr rosafarbenes Lieblingskleid und rote Tennisschuhe. Die linke Hälfte ihres hellblonden Haars war zu einem Zöpfchen zusammengefasst, die andere Hälfte wehte im Wind – sie hatte schon wieder eine Haarspange verloren. Sie rannte auf Amy zu und sprang ihr in die Arme.

»Ich hab dich so vermisst«, sagte Amy, während sie ihre Tochter fest an sich drückte.

Taylor lachte, dann verzog sie das Gesicht. »Iihh, du bist ja ganz nass!«

Amy wischte ihren Schweiß von Taylors Wange. »Mein Auto hat Fieber.«

»Gran sagt, du sollst den Schrotthaufen einfach verkaufen.«

»Niemals«, erwiderte Amy. Dieser Schrotthaufen hatte ihrer Mutter gehört. Er war so ziemlich das Einzige, was ihr nach der Scheidung geblieben war. Das und ihre Tochter.

Sie setzte Taylor ab. »Und, wie geht's Dad?«

»Gut. Er hat versprochen, uns zu besuchen.«

»Uns?«

»Mhmm. Er hat gesagt, er will zu unserer Party kommen.«

»Welcher Party?«

»Zu unserer Party. Wenn du mit dem Studium fertig bist und ich mit der Highschool.«

Amy blinzelte und bemühte sich, den Stich zu ignorieren. »Das hat er wirklich gesagt?«

»So ein Studium dauert ganz lange, nicht wahr?«

»So lange auch wieder nicht, mein Schatz. Bevor wir uns versehen, ist es schon vorbei.«

Gran näherte sich den beiden von hinten. »Ich habe noch nie eine Vierjährige so schnell laufen sehen«, keuchte sie.

Taylor kicherte. Gran begrüßte Amy mit einem Lächeln, dann zog sie eine Grimasse.

»Mein Gott, du bist ja nur noch Haut und Knochen. Hast du dich mal wieder ausschließlich von Koffein ernährt?«

»Nein, ich schwöre, ich hab diesmal versucht, ein bisschen Kaffee dazu zu trinken.«

»Komm rein, ich mach dir was zu essen.«

Amy war zu müde, um ans Essen zu denken. »Ich schieb mir einfach was in die Mikrowelle.«

»Mikrowelle«, schnaubte Gran verächtlich. »Ich mag vielleicht alt sein, aber wenn ich koche, dauert es nun auch wieder nicht so lange, als müsste ich erst mit zwei Stöcken Feuer machen. Bis du aus der Dusche kommst, habe ich dir ein leckeres Mittagessen gekocht.«

Einschließlich einer Monatsration Fett und Kalorien, dachte Amy. Gran gehörte zur alten Schule, auch was das Essen anging. »Okay«, sagte Amy, während sie ihren Koffer aus dem Wagen nahm. »Lasst uns reingehen.«

Hand in Hand gingen sie zu dritt über den Parkplatz und ließen Taylor wie ein Äffchen zwischen sich schaukeln.

»Mama ist wieder zu Hause, Mama ist wieder zu Hause«, sang Taylor vergnügt vor sich hin.

Amy steckte den Schlüssel ins Schlüsselloch und öffnete die Tür. Ihr Zuhause war eine

einfache Dreizimmerwohnung. Das Zimmer, in dem sie sich am meisten aufhielten, war eine Kombination aus Wohn-, Ess- und Spielzimmer. Gran sagte manchmal, die »Mädels« hätten das Zimmer in eine Lagerhalle verwandelt. Fahrräder und Inlineskates verstellten den schmalen Eingang; die kleinen gehörten Taylor, die großen Amy. In der Mitte standen ein altes Sofa und ein dazu passender Sessel, das typische Mobiliar einer Mietwohnung. In einer alten Schrankwand aus Kiefernholz standen Bücher, ein paar Zimmerpflanzen und ein Fernseher. Rechter Hand befand sich eine Küche von der Größe eines Wandschranks.

Amy stellte ihren Koffer an der Tür ab.

»Ich fange gleich in der Küche an«, sagte Gran.

»Ich helfe dir!«, rief Taylor.

»Erst Hände waschen«, sagte Amy.

Taylor rannte ins Bad, gefolgt von Gran. »Deine Post liegt auf dem Tisch, Amy.

Zusammen mit den Telefonnotizen.« Dann verschwand sie im Flur, Taylor dicht auf den Fersen.

Amy trat an den Tisch. Die Post von einer Woche war säuberlich in drei Stapel aufgeteilt: Persönliches, Rechnungen und Wurfsendungen. Den größten Stapel bildeten die Rechnungen und Mahnungen. Die persönliche Post war alles andere als persönlich – hauptsächlich per Computer erstellte Reklamepost, die so aufgemacht war, dass sie aussah wie ein Brief von einem alten Freund. In dem Stapel mit den normalen Werbeprospekten fiel ihr ein Päckchen auf. Es trug keinen Absender. Auch keine Briefmarke und keinen Poststempel. Es sah aus, als wäre es von einem privaten Kurierdienst abgeliefert worden. Für seine Größe kam es Amy ziemlich schwer vor.

Neugierig riss sie das braune Packpapier auf. Zum Vorschein kam eine Schachtel mit einem Bild von einem Römertopf. Amy schüttelte die Schachtel. Der Inhalt fühlte sich nicht an wie ein Römertopf. Eher wie etwas viel Kompakteres, so, als wäre der Karton mit Zement gefüllt. Amy bemerkte, dass die Laschen an dem Karton mit Klebestreifen neu zugeklebt worden waren. Wahrscheinlich war der Römertopf durch etwas anderes ersetzt worden. Sie durchtrennte den Klebestreifen mit ihrem Schlüssel und öffnete die Laschen. Eine weitere Verpackung kam zum Vorschein, eine Art wasserdichter Plastiksack mit Reißverschluss. Das Päckchen enthielt keinen Brief, keine Karte, nichts, was auf die Identität des Absenders hätte schließen lassen. Amy öffnete den Reißverschluss und erstarrte.

»O mein Gott.«

Das Konterfei von Benjamin Franklin starrte sie an, und das nicht nur einmal. Hundert-Dollar-Noten. Stapelweise. Sie nahm ein Bündel aus dem Plastikbeutel, dann ein weiteres, legte sie alle nebeneinander auf den Tisch. Mit zitternden Händen zählte sie die Geldscheine eines Bündels. Fünfzig pro Bündel. Vierzig Bündel.

Sie ließ sich auf einen Stuhl sinken und starrte ungläubig auf das viele Geld. Jemand – irgendjemand, der anonym bleiben wollte – hatte ihr zweihunderttausend Dollar geschickt.

Und sie hatte keine Ahnung, warum.

Weiche Schlieren in Orange, Pink und Violett hingen am Horizont, das Nachglühen eines Sonnenuntergangs in Südcolorado. Von der überdachten Veranda des Hauses, in dem er seine Kindheit verbracht hatte, starrte der fünfunddreißigjährige Ryan Duffy nachdenklich in das Abendrot. Die Natur schien einen täglich daran erinnern zu wollen, dass das Ende schön sein konnte. Allmählich wich das Naturschauspiel der Dunkelheit, einem schwarzen, mond- und sternenlosen Himmel. Die Farbenpracht hatte ihn beinahe genarrt. Jetzt machte er sich Vorwürfe, weil er einen Augenblick lang gedacht hatte, dass es für seinen Vater jetzt besser wäre zu sterben.

Ryans Vater hatte zweiundsechzig Jahre nach einem simplen Grundsatz gelebt: »Zuletzt« war das schlimmste aller Schimpfwörter. Für Frank Duffy existierte das Wort »zweitrangig« nicht, für ihn gab es keine Prioritäten. Alles kam an erster Stelle. Gott, die Familie, der Beruf – er betrieb alles mit derselben ungebremsten Energie. Er war ein unermüdlicher Arbeiter, der nie einen Sonntagsgottesdienst verpasste, nie seine Familie im Stich ließ, nie eine Arbeitsstelle verließ, ehe nicht jemand sagte: »Dieser Duffy ist der beste Elektriker in der verdammten Branche.« Nur im wichtigsten Kampf seines Lebens hatte er diesen Grundsatz verraten.

Er war der Letzte, der zugab, dass der Krebs ihn töten würde.

Erst als der Schmerz unerträglich wurde, räumte er ein, dass er nicht allein damit fertig werden würde. Es machte Ryan wütend, dass er seine Medizin ablehnte. Aber Ryans Eigenschaft als Arzt schien seine unablässigen Überzeugungsversuche nur noch verdächtiger zu machen. Als wäre er nur einer von diesen Apparatemedizinern, denen Frank Duffy noch nie über den Weg getraut hatte. Es stellte sich jedoch heraus, dass eine Behandlung das Unausweichliche nur hinausgezögert hätte – zwei, höchstens drei Monate. Ryan wäre über jeden zusätzlichen Tag froh gewesen. Andererseits konnte er sich vorstellen, dass er im umgekehrten Fall womöglich dieselbe Sturheit an den Tag gelegt hätte wie sein Vater. Ryan freute sich, wenn die Leute sagten, er sei genau wie sein Vater. Die beiden sahen sich tatsächlich so ähnlich, dass sie immer wieder miteinander verglichen wurden. Sie waren beide gut aussehend und hatten warme, braune Augen. Frank war schon in jungen Jahren ergraut, und auch bei Ryan zeigten sich erste graue Strähnen. Bei einer Größe von einem Meter dreiundachtzig überragte er Frank um mehrere Zentimeter, doch er wäre der Letzte gewesen, der auch nur erwähnt hätte, dass sein stolzer Vater im Alter geschrumpft war.

Die Sonne war mittlerweile ganz verschwunden, aufgesogen von dem flachen Horizont. In der Dunkelheit wirkten die Ebenen von Südostcolorado wie ein riesiger Ozean. Weit und friedlich, keine Stadtlichter in Sichtweite. Die ideale Gegend, um Kinder großzuziehen. Kaum Kriminalität. Das nächste Einkaufszentrum befand sich in Pueblo, einer Arbeiterstadt etwa hundert Meilen westlich. In Garden City, Kansas, noch weiter weg in östlicher Richtung, war das einzige annehmbare Restaurant der ganzen Gegend. Manche behaupteten, Piedmont läge am Ende der Welt. Für Ryan lag es genau da, wo es hingehörte.

Ryan hatte die Entscheidung seines Vaters, seine letzten Tage zu Hause zu verbringen,

voll unterstützt. Frank Duffy war bei den zwölfhundert Einwohnern seines Heimatorts sehr beliebt, aber die zweistündige Fahrt ins Krankenhaus machte es seinen ältesten Freunden schwer, sich persönlich von ihm zu verabschieden. Ryan hatte seinen Vater im hinteren Teil des Hauses in seinem Lieblingszimmer untergebracht. Ein gemietetes Krankenhausbett mit verchromten Stangen und verstellbarer Matratze hatte die rustikale Holzbank mit den grünen Kissen ersetzt. Vor dem großen Fenster lag ein Gemüsegarten mit kniehohen Maispflanzen und buschigen Tomatensträuchern. Der Fußboden aus Eiche und die Deckenbalken aus Zedernholz trugen zur Blockhausatmosphäre bei. Es war das freundlichste Zimmer im ganzen Haus.

»Hast du welchen bekommen?«, fragte Frank begierig, als Ryan das Zimmer betrat.

Grinsend nahm Ryan die Flasche aus der braunen Papiertüte: einen Viertelliter Jameson Irish Whiskey.

Frank strahlte. »Guter Junge.«

Ryan stellte ein Tablett mit zwei Gläsern auf das Bett und goss zwei Fingerbreit Whiskey in jedes Glas.

»Weißt du, was das Gute an irischem Whiskey ist, Ryan?«, fragte Frank und hob lächelnd sein Glas. »Er kommt aus Irland. Auf deine Gesundheit, Junge«, sagte er mit übertriebenem Akzent.

Ryan bemerkte, dass die Hand seines Vaters zitterte, nicht etwa, weil er getrunken hatte, sondern vor Schwäche. Er war noch blasser als am Tag zuvor, und sein ausgemergelter Körper wirkte unter dem weißen Laken geisterhaft, beinahe leblos. Schweigend kippten sie den letzten Schluck. Zufrieden lächelnd setzte Frank das Glas ab.

»Ich weiß noch genau, wie du deinen ersten Whiskey getrunken hast«, sagte er mit wehmütigem Blick. »Du warst damals ein elfjähriger Knirps und hast meinen alten Herrn pausenlos angebettelt, dich von seinem Glas probieren zu lassen. Deine Großmutter sagte schließlich, na, gib ihm ruhig einen Schluck, weil sie glaubte, du würdest das Zeug sofort wieder ausspucken wie bittere Medizin, und dann wäre Ruhe. Du hast den Kopf in den Nacken gelegt, den Whiskey gekippt und das Glas auf den Tisch geknallt wie ein Cowboy in einem Western. Das Zeug hat dir so in der Kehle gebrannt, dass dir fast die Augen aus dem Kopf getreten wären. Aber du hast dir nur mit dem Ärmel über die Lippen gewischt, deine Großmutter angesehen und gesagt: ›Besser als Sex.««

Sie lachten gequält. Dann schaute Frank seinen Sohn forschend an. »Das ist seit ich weiß nicht wie langer Zeit das erste Mal, dass ich dich lächeln sehe.«

»Mir ist einfach lange nicht mehr danach gewesen. Eigentlich hatte ich heute Abend auch nicht unbedingt Lust, was zu trinken.«

»Was schlägst du denn vor? Sollen wir vielleicht ein paar Telefonate führen und den Krebs einfach abbestellen? Hör zu«, sagte Frank liebevoll, »so, wie ich die Sache sehe, können wir entweder im Angesicht des Todes lachen, oder wir sterben vor lauter Anstrengung, uns das Lachen zu verkneifen. Also, sei kein Spielverderber, und schenk deinem Vater noch einen Whiskey ein.«

»Du solltest lieber nichts mehr trinken, Dad. Schmerzmittel und Alkohol vertragen sich nicht besonders gut.«

»Gott, Ryan, du bist immer so verdammt vernünftig.«

»Was ist denn dagegen einzuwenden?«

»Nichts. Im Grunde bewundere ich dich dafür. Ich wünschte, ich hätte selbst ein bisschen mehr davon. Die Leute sagen immer, wir würden uns gleichen wie ein Ei dem andern, aber das ist doch nur oberflächlich gesehen so. Klar war es rührend, wie du früher am Frühstückstisch gesessen hast und so getan hast, als würdest du den Sportteil der Tageszeitung mit mir zusammen studieren. Du wolltest es genauso machen wie dein Dad, obwohl du erst zwei Jahre alt warst und noch gar nicht lesen konntest. Aber all das war doch nur, um so zu tun als ob. Innen drin, da, wo es zählt – na ja, sagen wir mal, dass wir beide da viel unterschiedlicher sind, als man meinen könnte.«

Er machte eine Pause und stellte sein Glas auf dem Tablett ab. Er wurde ernst und kam plötzlich ins Philosophieren. »Glaubst du, dass ein guter Mensch zu einem schlechten Menschen werden kann?«

»Klar«, sagte Ryan mit einem Achselzucken.

»Ich meine, richtig schlecht, kriminell. Oder glaubst du, dass ganz abscheuliche Dinge, unsagbar abscheuliche, nur von Menschen getan werden, die von Geburt an durch und durch schlecht sind?«

»Ich glaube nicht, dass man als schlechter Mensch geboren wird. Der Mensch hat einen freien Willen. Man trifft Entscheidungen.«

»Und warum sollte irgendjemand sich entscheiden, zu einem schlechten Menschen zu werden, wenn er nicht schon schlecht ist?«

»Weil er schwach ist, nehme ich an. Zu schwach, um sich für das Gute zu entscheiden, zu schwach, um dem Bösen zu widerstehen.«

»Glaubst du, dass ein schwacher Mensch stark werden kann?« Frank stützte sich an der Bettkante auf seinen Ellenbogen auf und schaute Ryan direkt in die Augen. »Oder glaubst du, wer sich einmal dem Bösen zuwendet, ist wie faules Obst für immer verloren?«

Ryan lächelte verlegen, er war sich nicht sicher, worauf sein Vater hinauswollte. »Warum fragst du mich das alles?«

Frank lehnte sich seufzend zurück. »Weil ein Sterbender Bilanz zieht. Und es besteht kein Zweifel, dass ich sterbe.«

»Komm schon, Dad. Du liebst deine Frau. Deine Kinder lieben dich. Du bist ein guter Mann.«

»Das Beste, was man über mich sagen kann, ist, dass ich ein guter Mann geworden bin.«

Die verhängnisvollen Worte hingen in der Luft. »Jeder tut mal was Schlechtes«, sagte Ryan vorsichtig. »Darum ist man noch kein schlechter Mensch.«

»Das ist der grundlegende Unterschied zwischen dir und mir, mein Sohn. Was ich getan habe, hättest du niemals getan.«

Ryan nippte nervös an seinem leeren Glas. Er wusste nicht, was er sagen sollte, fürchtete, dass sein Vater drauf und dran war, ihm irgendetwas zu beichten. Die Vorhänge bewegten sich in der lauen Brise.

»Auf dem Dachboden steht eine alte Kommode«, fuhr sein Vater fort. »Schieb sie beiseite. Unter den Dielenbrettern, auf denen die Kommode steht, habe ich etwas für dich hinterlegt. Etwas Geld. Eine Menge Geld.«

»Wie viel?«

»Zwei Millionen Dollar.«

Ryan erstarrte, dann musste er lachen. »Das ist ein guter Witz, Dad. Zwei Millionen Dollar auf dem Dachboden. Und ich hab die ganze Zeit geglaubt, du hättest den Zaster unter deiner Matratze versteckt.« Er lächelte seinen Vater kopfschüttelnd an. Dann hielt er inne.

Sein Vater lächelte nicht.

Ryan schluckte nervös. »Komm schon. Du willst mich doch auf den Arm nehmen, oder?«

»Auf dem Dachboden liegen zwei Millionen Dollar, Ryan. Ich habe sie eigenhändig dort deponiert.«

»Wo zum Teufel hast du denn zwei Millionen Dollar her?«

»Das versuche ich dir ja gerade zu erklären. Du machst es mir nicht leicht.«

Ryan nahm die Flasche vom Tablett. »Okay, ich würde sagen, es reicht für heute. Von all dem Whiskey und den Schmerzmitteln hast du schon Halluzinationen.«

»Ich habe einen Mann erpresst. Einen, der es verdient hat.«

»Dad, hör auf damit. Du hattest nie auch nur die Möglichkeit, jemanden zu erpressen.«

»Doch, die hatte ich, verdammt noch mal!« Er hatte so heftig gesprochen, dass er einen Hustenanfall bekam.

Ryan trat an sein Bett und richtete das Kissen in seinem Rücken. Franks Atem ging pfeifend, wenn er zwischen den Hustenattacken nach Luft rang. Sein Mund füllte sich mit blutigem Schleim. Ryan läutete nach der Krankenschwester, die sich im Nebenraum aufhielt. Sie kam sofort.

»Helfen Sie mir«, sagte Ryan. »Setzen Sie ihn aufrecht, damit er nicht erstickt.«

Sie folgte seinen Anweisungen. Ryan stellte die Sauerstoffflasche neben das Bett. Er öffnete das Ventil und schob Frank das Atemgerät in den Mund. Mit Sauerstoffversorgung kannte sich die ganze Familie aus. Frank hatte an einem Lungenemphysem gelitten, lange bevor der Krebs ausgebrochen war. Nach wenigen tiefen Atemzügen ließ das Pfeifen nach. Allmählich wurde der Atem wieder normal.

»Dr. Duffy, ich möchte Ihr Urteil als Arzt nicht infrage stellen, aber ich glaube, Ihr Vater braucht jetzt Ruhe. Dieser ganze Abend war viel zu anstrengend für ihn.«

Er wusste, dass sie recht hatte, aber der Blick seines Vaters ließ ihn zögern. Ryan hatte den glasigen, fiebrigen Blick eines Mannes erwartet, der unter Beruhigungsmitteln stand und sich etwas von Erpressung zusammenfantasierte. Aber die dunklen alten Augen schauten ihn klar und durchdringend an. Sie sprachen auch ohne Worte eine deutliche Sprache. Ryan dachte unwillkürlich: Könnte er es ernst gemeint haben?

»Ich komme morgen früh wieder, Dad. Dann können wir weiterreden.«

Sein Vater schien den Aufschub zu begrüßen, als hätte er für heute genug gesagt. Ryan rang sich ein schwaches Lächeln ab. Er öffnete den Mund, um »Ich liebe dich« zu sagen; er tat es jedes Mal beim Abschied, aus Angst, es könnte ihr letzter sein. Doch diesmal drehte er sich wortlos um und verließ das Zimmer. Seine Gedanken rasten. Es war unvorstellbar – sein Vater ein Erpresser, der zwei Millionen Dollar ergaunert hatte. Aber Ryan hatte seinen Vater noch nie so ernst erlebt.

Wenn das ein Witz war, dann war er auf beängstigende Weise überzeugend. Und kein bisschen lustig.

Verdammt, Dad, dachte Ryan, als er das Haus verließ. Gib mir bloß keinen Grund, dich zu hassen.